

## Bartolomé

Ins Dunkelnde hinein setzt der Mann seine Schritte, die Stadt zu umrunden. Schon stellt man Fackeln auf die Mauer, dass er deren Verlauf erkennen und seinen Weg um die Stadt finden kann. Er grübelt seiner Lösung nach: Der Sinn, der sich zu allem anderen nicht fügt? Ist das nun wahr? Hat er das Rätsel richtig aufgelöst? Und wenn – so ahnt er dunkle Folgen, die er noch nicht in Worte fassen kann.

Das erste Tor hat er passiert. Plötzlich fragt er sich, wozu diese Stadtungänge nützen, warum er nicht von einem Tor zum nächsten gehen kann, um sich dort die jeweils nächste Frage abzuholen, warum dies Kreisen, siebenmal? Er sucht nach der Bedeutung, als hätte er schon vergessen, dass die Dinge sind, wie sie sind, auch ohne solche Bedeutung. Sie sind bedeutungslos. Man geht eben siebenmal um Theben, ehe man die Stadt betreten kann. Warum? Weil es so ist. Ein Grund dafür wäre unnötiges Beiwerk.

Das dritte Tor hat er hinter sich gelassen, es ist schon tiefe Nacht, noch immer aber leuchten Fackeln auf der Mauer ihm den Weg aus.

Sieben Priester mit sieben Hörnern schritten sieben Tage um die Mauern der Stadt Jericho, am siebten Tag gar siebenmal, dann erhoben sie ein Kriegsgeschrei, man blies die Posaunen – aber die Stadt öffnete sich nicht, sondern ihre Mauern stürzten ein. Werden Thebens Mauern nach seinem siebten Umgang fallen? Ist Theben – Jericho?

Nach dem fünften Tor um Mitternacht bedenkt der Mann, ob dieses Kreisen um die Stadt, den, der hier Einlass begehrt, nicht nur daran erinnern soll, dass alles Leben ein Kreisen ist. Wenn alle Wege nach Theben führen, müssen auch alle dort ihren Anfang genommen haben. So sehr man meint, das Leben sei ein Weg, den man voranschreitend meistert, von der Geburt bis zum Tod – Vierbein, Zweibein, Dreibein – so ist es am Ende aber nur ein Kreis.

Wendet sich am Ende alles Leben Theben zu, von wo auch alles Leben kam? Ursprung und Ziel sind eins? Und darum läuft man siebenmal um diese Stadt? Doch – hat er dasselbe nicht schon einmal gedacht? Ist also auch alles Denken nur ein Kreisen? Die Wiederkehr des Gleichen?

Die Nacht scheint zu enden, man nimmt die Fackeln von den Mauern, das erste Licht des Tages zeigt sich schon, das siebte Tor liegt eben hinter ihm. Das Haften an Bedeutungen lässt er jetzt fahren. Wenn sich der Sinn zu nichts fügt, ist die Suche nach Bedeutung das Tasten eines Blinden, der nicht weiß, wonach er sucht.

Der Mann steht er vor dem achten Tor, das auch das erste ist. Es ist verschlossen. Nirgends zeigt sich eine Sphinx, ihn zu befragen. Der Mann wartet. Endlich öffnet sich die eine Hälfte des hohen Tores einen Spalt, heraus tritt ein Mann: Er trägt schwere Stiefel aus Gummi, eine gelbe Hose, über die eine gelbe, feste Jacke ragt – tatsächlich: Der Mann trägt Ölzeug und auf dem Kopf einen gelben Südwester, dessen Krempe weit nach hinten überhängt. Mit breitem Gang schreitet die Sphinx auf den Mann zu, im langen, krausen Bart öffnet sich eine Lücke, aus der heraus er knarrend tönt: „Was schaust du so befremdet?“

„Ich hätte nicht gedacht, vor Theben einen Seemann anzutreffen“, antwortet der Mann.

„Einen Seemann, sagst du, ganz recht, auch das, ich komme eben von weit her, mein Schiff legt kaum im Hafen an, da ruft man mich, es stehe Kundschaft vor dem Tor. So kam ich, wie ich war. Ich hätte wohl auch meine gelbe Uniform der Post gezeigt, wenn Zeit zum Wechseln nur gewesen wäre, so nimm mich gütlich, wie ich eben bin.“

„Wie Ihr seid, gewiss“, versetzt der Mann, „doch wer seid Ihr?“

„Ich bin der Gott Merkur, als Bote guter und auch böser Nachrichten allseits bekannt, ein Gott, der immer unterwegs und darum auch der Kaufleute Genosse ist, die für den

Handel weite Strecke reisen, die Güter hin und her zu transportieren, um so der Kundschaft nützlich sich zu machen – sich selber aber zu bereichern. Von allem solchen denke nur nicht klein, denn ohne dieses – darbstest du, und zwar an Leib sowohl, doch auch an Geist.“

Der Mann muss lächeln; dieser Gott erscheint ihm bisher der freundlichste von allen, da wird er sich vor dem Rätsel wohl nicht sehr fürchten müssen.

„Nun gut“, sagt Merkur da hinein, „du willst dein Rätsel. Und was zahlst du mir dafür?“

„Die Lösung“, antwortet den Mann prompt.

Gott Merkur lacht. „Hurtig im Kopf und flink im Rechnen, dergleichen lobe ich mir! So lass uns einmal eine Probe machen, ob deine Währung taugt. Nenne ein Geldstück, das nichts wert ist!“

Der Mann bedenkt sich kaum, rasch sagt er: „Jedes.“

Der Sphinx macht diese rasche Antwort Freude: „Endlich einer, der das Rechte ohne Zögern sagt! Doch gib auch an, warum du meinst, dass deine Antwort richtig ist!“

„Weil der Wert nicht in dem Geldstück liegt, sondern nur ein Donum ist, das die, die es verwenden wollen, unter sich verabreden. Das Geldstück selbst ist ohne die Verabredung nichts wert. Sein zugeschriebener Wert macht aus dem Verlauf eines Metalls einen starren Gegenstand – die Münze, doch davon weiß sie nichts, das schwätzen wir ihr sinnlos auf.“

Mercurius ist höchst zufrieden, aus einer Tasche, von der man nicht hätte sagen können, wo sie sich befindet, zieht er eine Pfeife hervor, mit einem Fingerschnipsen setzt er sie in Brand, bläst dicke Wolken von blauem Dunst hervor und sagt genüsslich: „Ganz recht.“

Flink darauf der Mann: „So lasst mich ein!“

Da lacht der Gott: „Mein Guter, das war eine Probe. Das eigentliche Rätsel, das du lösen sollst, ist dieses: Man sagt, ich sei der Gott der Boten – gut. Ich sei zudem der

Gott, der über allem Handel steht – auch Recht. Jedoch behauptet man dazu, ich wäre auch der Gott der Diebe, Räuber, aller Schurken. Wer es versteht! Doch wenn man es denn meint, dann will ich es auch nutzen: So nenne mir den größten aller Taugenichtse, den Dieb, der alle überragt, den schlimmsten Schurken dieser Welt, der unter dieser Sonne je gesehen wurde. Du warst vorhin recht hurtig, wie aber steht es damit – jetzt?“

Der Mann steht stumm. Wen soll er nennen, und – nur einen? Es gibt doch Schurken ohne Zahl auf dieser Welt!

Merkur pafft gemütlich seine Pfeife: „Ich sehe, diesmal brauchst du Zeit. Sie sei gewährt. Geh hin, bedenke dich, und bist du für die Lösung reif, so lass mich rufen!“, wendet sich und stapft zum hohen Torflügel, der sich einen Spalt öffnet, er geht hindurch, das Tor schließt sich, der Mann bleibt allein.

Wen also soll er nennen? Den mit den blutigsten Händen? Den mit den schlimmsten Absichten? Mit dem verderbtesten Sinn? Dem niedrigsten Charakter? Und wenn – wie das messen? Woran? Oder gibt es einen, der alles in einem ist: blutig, schlimm, verderbt und niedrig?

Der Mann sieht sich um, ob Hilfe naht. Doch regt sich nirgends etwas. Im Grunde müsste er die Polizei befragen. Vielleicht gar den Geheimdienst. Einen Moralisten? Oder einen Historiker, Experten im Gewesenen? Oder gar sein Gewissen?

In sich versunken geht der Mann fort, achtet nicht auf die Richtung, lange wandert er, wen soll er suchen, wen befragen, so lässt er seine Füße wieder herrschen, geht geradewegs ins Dunkel der Nacht hinein, aber das kümmert ihn nicht, er schreitet weiter fort – wohin? Er beachtet es nicht.

Wie lange wandert er auf diese Weise? Wer kann es wissen! Doch schließlich hebt er seinen Kopf – dort in der Ferne erscheinen Lichter. Er schreitet auf sie zu. Weiß nicht

warum, geht einfach, denkt nicht mehr, sieht nur die Lichter, die beim Näherkommen zu flackern scheinen.

Plötzlich bemerkt er, dass er ja durch eine Gasse geht, niedrige Häuser mit flachen Dächern säumen sie, vor einigen stehen Menschen im Dunklen, die ihn stumm beobachten. Die flackernden Lichter erweisen sich als Fackeln, die in Halterungen vor der Wand eines größeren Hauses brennen. Nur noch wenige Schritte, aber der Mann wendet sich erst an eine Frau, die mit vier Kindern und ihrem Mann vor einer Hütte steht, und fragt: „Ist dies ...“, aber da fällt sie ihm schon ins Wort, „Ja, gewiss, das ist das Kloster Nuestra Señora de Atocha, seid Ihr der Arzt aus Madrid? Beeilt euch! Er stirbt!“, und drängt ihn in Richtung der Fackeln.

Dort angekommen befragt ihn einer der Mönche, die am Tor warten, ob er der Arzt sei. Der Mann schüttelt den Kopf. Traurig blicken die Mönche zu Boden. Der Mann wendet sich ab, ratlos, fragt sich, warum ihn seine Füße an diesen Ort gebracht habe, wendet sich schon zurück, da zieht ihn die Frau am Mantel: „Nicht der Arzt? Wer dann?“

„Ich?“, fragt der Mann, „ich bin ... ein Suchender.“

„Was sucht Ihr denn?“

Soll er der Frau sagen, was er sucht? Er blickt sie an. Im Schein der Fackeln sieht er ein Gesicht, dem man viel Arbeit und Leid ansieht, das aber von innen her Würde hat, das Schwere vieler Jahre hat dies Gesicht verschönt, die Frau ist an die sechzig Jahre alt. „Ich suche den größten aller Schurken.“, antwortet der Mann.

„Den werdet Ihr hier gewiss nicht finden“, mischt sich da eine tiefe Stimme ein, ihr Mann ist hinzugetreten.

„Nein, gewiss nicht“, stimmt die Frau ihm bei. Dann, nachdenklich: „Ihr wisst nicht, wer da im Kloster stirbt?“

„Nein“, antwortet der Mann.

„Kommt mit“, bestimmt die Frau freundlich, sie und ihr Mann nehmen ihn zu sich in das niedrige Haus, im

Herd flackert ein Feuer, eine Öllampe wird auf den rohen Tisch aus derbem Holz gestellt, sie setzen sich auf selbstgezimmerte Stühle, die groß gewachsenen Kinder bringen Brot, einen harten Käse, dazu Wasser und Wein. Der Mann bricht das Brot, zerteilt den Käse, legt dem Mann vor.

Über die stillen Kerzen hinweg sagt die Frau zu dem Mann, der ruhig isst und trinkt: „Bruder Bartolomé ist kein Schurke. Wolltet Ihr einen sehen – Ihr seid am falschen Ort. Er ist ein Heiliger. Ihr kennt ihn wirklich nicht?“

„Nein“, antwortet der Mann.

„Ich sage Euch nicht viel, nur das Nötige: Sein Vater war mit auf dem Schiff von Cristóbal Colón. Bartolomé fuhr auch selbst nach Indien, nach Hispaniola, war dort Soldat, erhielt seine Zuteilung von Besitz und Indios. Ging als Konquistador nach Peru, erhielt auch dort Land und Indios, einige schickte er in die Goldminen, darin für ihn zu arbeiten. Dann kamen Dominikaner, die all denen die Absolution verweigerten, die Indios unterdrückten – auch ihm.

Da begriff Bartolomé, was er getan hatte. Er gab all seine Besitzungen fort. Wurde selbst Dominikaner. Kehrte nach Spanien zurück. Nutzte seine Beziehungen. Kämpfte für die Rechte der Indios. Für Arbeit. Lebensmittel. Gegen die Sklavenjäger. Drang damit bis an den Hof zum König. Ging nach Mexico. Verweigerte nun selbst jenen die Absolution, die Indios niederhielten, jagten und versklavten. Kämpfte gegen das Unrecht in Nicaragua. Wurde Bischof von Chiapas.

Aber die Conquistadores bedrängten ihn, bedrohten ihn mit dem Tod. Er floh nach Spanien, trat das Bistum wieder ab. Aber gab nicht auf, kämpfte weiter. Wurde vom König zum Procurador der Indios ernannt. Bestach selbst den König, dass die spanischen Besatzer ihre Landzuteilungen nur auf begrenzte Zeit und nicht für immer erhielten.“

Die Frau verstummt. Der Mann hat Essen und Trinken vergessen. Bruder Bartolomé – ein Streiter und Kämpfer,

unermüdlich, bis an seinen Tod heran, „ja“, sagt die Frau, als hätte sie seine Gedanken gehört, „er kämpfte bis an den Tod, der ihm nun naht. Aber nun kämpft er gegen sich selbst.“

Ihr Mann schenkt Wein nach. Die Kinder bringen mehr Brot und Käse.

„Er fürchtet den Tod?“, fragt der Mann.

„Nein“, antwortet die Frau, „er schämt sich.“

Wieder hält der Mann zu essen inne: „Warum?“

Die Frau weint. Ihr Mann hilft ihr: „Weil er ja anfangs Soldat war, selbst Conquistador. Weil er getötet, Land genommen, Indios für sich hat arbeiten lassen.“

Der Mann wendet ein: „Aber er hat es doch eingesehen!“

Die Frau hat sich gefasst: „Ja, er hat es eingesehen. Wenn es dabei geblieben wäre, er würde sich vielleicht nicht schämen müssen. Aber es ist nicht dabei geblieben.“

„Hat er denn wieder Land genommen, die Indios erneut bedrückt?“

„Nein“, sagt die Frau, „schlimmer. Er hat empfohlen, Menschen aus Afrika zu holen und an die Stelle der Indios zu setzen. Als Arbeiter. Als Sklaven.“

Der Mann stellt seinen Becher fest auf den Tisch: „Das hat er? Das eine Übel mit dem anderen, schlimmeren vertrieben?“

„Ja. Und hat es bereut. Hat selbst in seinen Büchern geschrieben, immer wieder, was für ein Verbrechen der Menschenhandel ist, gleich ob mit rot oder schwarz. Aber er selbst hatte es nun einmal angezettelt. Und kommt darüber nicht hinweg.“

„Warum nicht?“, fragt der Mann.

„Weil es, so sagt er, unendlich töricht war, nach dem ersten noch einen zweiten Fehler zu machen. Um dem einen zu helfen, dessen Last auf einen anderen zu legen. Hier verweigert er nun sich selbst die Absolution. Er will

keinen Priester für die Sterbesakramente. Er will in Sünden sterben. Er will in die Hölle. Für seinen zweiten Fehler büßen.“

Der Mann hat sich erinnert. Er weiß jetzt, wer da stirbt: Bartolomé de las Casas. Er weiß auch, welches Unrecht geschehen ist, gleich, ob de las Casas mitverantwortlich dafür ist, dass es geschah: Millionen und Millionen und Millionen von Menschen wurden gejagt, gefangen, verfrachtet, verkauft, in schwere Arbeit geschickt und bis aufs Blut geschunden und ausgebeutet.

Aber ihm ist, als hörte plötzlich eine Stimme, die er kennt. Und dann erinnert er sich. Denn einmal – wann ist das nur gewesen – hat man ihn an einen Merksatz erinnert: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht!“ Und eben jetzt fällt ihm die Fortsetzung dieses Satzes ein: „Der Übel größtes aber ist die Schuld.“

Er steht entschlossen vom Tisch auf: „Nein, ich bin nicht der Arzt. Weiß vielleicht dennoch zu kurieren. Bringt mich zu Bruder Bartolomé!

Die Frau und ihr Mann sehen ihn erstaunt an, dann nicken sie. Die Frau begleitet den Mann den kurzen Weg durch die Nacht bis zu den Fackeln am Tor. „Er ist der Arzt“, bescheidet die Frau den Mönchen.

Die schauen befremdet, zweifelnd.

Da mahnt die Frau: „Es ist nicht mehr viel Zeit. Bringt uns zu ihm!“

Die Mönche nicken. Sie durchschreiten das Tor, gehen den Weg zum Eingang des Klosters, treten ein, werden in das Sterbezimmer gebracht.

Ein Holzkreuz an der Wand, Tisch und Stühle vor dunklen Wänden, einige Kerzen erhellen flackernd den Raum. Da – das Bett, darauf der hagere Sterbende, über achtzig Jahre alt, schwach, röchelnd, sterbend.

Der Mann kniet an dem Bett, ergreift die dürre Hand des Alten: „Bartolomé de las Casas, hörst du mich?“

Der Greis wendet ihm mühsam sein Gesicht zu, fast unmerklich nickt er.

„Ich bin Hatuey. Du musst dich erinnern. Ich bin Hatuey, der Kazike, den ihr verbrannt habt in Cuba.“

Der Mann wartet. Der Sterbende regt sich nicht, muss sich erinnern, dann aber nickt er wieder mit geringer Bewegung seines Kopfes.

„Ich fragte auf dem Scheiterhaufen, ob alle Christen in den Himmel kommen. Ihr habt es mir bestätigt. Ich sagte, dann wollte ich nur allzu gerne in die Hölle fahren. Erinnerst du dich?“

Bartolomé zeigt mühsam, dass er versteht.

„Da habt ihr mich verbrannt und gemeint, mich damit zur Hölle zu schicken. Aber ich, Hatuey, der Kazike, kam in den Himmel. Von dort sendet man mich nun zu dir. Ich soll dir sagen: Die Sünde, die dich so belastet, kam durch eine feige Rotte von Schelmen und Schurken, wie es sonst auf der Welt keine gibt. Ihnen bist du unterlegen, ihrem Betrug zum Opfer gefallen. Aber du hast versucht, es gut zu machen. Man findet in den Himmeln, dass es zutrifft: Der Übel größtes aber ist die Schuld. So hat man mich geschickt, das Übel abzuwenden: Ich, Hatuey, der Kazike, habe diesen Auftrag: Ich spreche dich nunmehr frei, ledig und los von deiner Schuld. Im Namen der Gerechtigkeit Gottes, der reines Erbarmen ist. Amen.“

Der Mann schweigt.

Die Frau tritt an das Bett. Reglos liegt der Greis. Dann aber fasst er mit letzter Kraft die Hand, die ihn schon hält. Er sieht den Mann an. Er weint. Lächelt. Will sich aufrichten. Ist zu schwach. Fällt zurück. Stirbt. Die Frau schließt ihm die Augen. Die Kerzen erlöschen. Man zieht den Vorhang auf. Der Morgen ist wach. Man öffnet das Fenster. Vögel singen. Bartolomé de las Casas geht hinaus, steigt auf, ist fort, nur sein Leichnam liegt noch auf dem Bett. Die Gräber decken keine Toten.

Die Mönche beten, der Mann verlässt mit der Frau das Sterbezimmer, das Kloster, geht durch das Tor, die Gasse hinunter zurück bis zu dem niedrigen Haus. Der Ehemann erwartet sie, fragend stehen die Kinder, die Frau nickt traurig, vom Kloster her tönt die Sterbeglocke.

Der Mann will sich verabschieden, aber die Frau hält ihn zurück: „Was meintet Ihr damit, Bruder Bartolomé wäre dem Betrug von Schelmen und Schurken zum Opfer gefallen, wie es sonst auf der Welt keine gibt?“

Der Mann antwortet: „Lass es gut sein. Er ist tot. Aber er hat mich verstanden, wusste, wen ich meinte, hat es wohl immer gewusst. Aber eine Bitte habe ich: Nehmt ein Brot, teilt es in sechs Stücke und gebt es mir mit auf meinen weiten Weg!“

„In den Himmel?“

„Nach Theben.“

Die Frau schweigt. Der Mann nickt. Die Kinder gehen ins Haus, kehren bald zurück und legen ein Brot in sechs Teilen in ein Tuch, binden es zu, überreichen es dem Mann, der dafür dankt.

Ehe der Mann fortgeht, nimmt ihn die Frau beiseite: „Ihr seid nicht Hatuey, der Kazike. Wer seid Ihr?“

Der Mann antwortet: „Ich sagte es: Ein Suchender. Nach dem größten Schurken dieser Welt. Ich habe ihn gefunden.“ Als er das Gesicht der Frau sieht, beeilt er sich, lächelnd hinzuzufügen: „Bartolomé war es nicht!“

Der Mann verlässt den Ort; die Frau, ihr Mann und die hochgewachsenen Kinder bleiben zurück. Obschon der Tag eben erst angebrochen ist, geht der Mann in das Dunkle, das ihn bald einhüllt. Fest hält er das Bündel mit sechs Teilen Brot in der Hand. Als sich das Dunkel lichtet, sieht er unter der aufsteigenden Sonne Theben liegen. Er nähert sich der Stadt, sucht das Tor, findet es, die Sphinx in ihrem gelben Ornat erwartet ihn: „Zweihundert Jahre weit bist du gegangen, hat es genützt? Wer also ist der größte der

Betrüger unter dieser Sonne und von allen Zeiten? Sprich!“  
Und pafft erwartungsvoll seine Pfeife.

„Wisst Ihr denn selbst die Antwort?“, fragt der Mann neugierig.

„Das ist in meinem Amt nicht nötig. Ich muss nur richten, ob man deine Antwort wohl bestehen lassen kann. Sprich also!“

Da weist der Mann das Bündel vor: „Gott Merkur, hierin liegt der größte aller Schurken und Betrüger, die man sich irgend denken kann.“

Der Gott ist interessiert: „In diesem glatten Tuch solch übler Wicht? Lass ihn heraus!“

Der Mann holt Stück für Stück das Brot aus seinem Tuch: „Dies sind die Augen ...“, sagt er zu dem ersten Teil, und zum zweiten: „...dies ist die Nase ...“, zum dritten: „... dies ist die Zunge und dies ...“, er legt das vierte Stück zu den anderen, „... das Ohr“, zum fünften sagt er: „... die Haut.“ Er fügt die fünf Teile so zusammen, dass sie schon fast den Laib ergeben, den sie einst bildeten. „Und nun der sechste Teil: das ist der Verstand.“ Er fügt den letzten Teil hinzu, der Laib sieht wieder aus wie vor der Teilung: „Dies Brot hier steht für den größten Schurken aller Zeiten, den du wissen wolltest.“

Merkur ist amüsiert: „Sehr schön, sehr schön, wenn auch ein wenig kryptisch, fürchte ich – erkläre dich, wenn es dir keine allzu große Mühe macht!“

Der Mann muss nicht lange nach Worten suchen: „Die Sinne sind es, die betrügen, eine üble Bande, mit ihrem Häuptling, dem Verstand. Die Sinne lassen ein, was draußen ist, und der Verstand versetzt es dir in eine Ordnung, die du glaubst, dass sie so ist: in Wahrheit. Und wirst doch darin nur betrogen. Die Sinne lassen nämlich nur herein, was ihrer Art entspricht, was aber anders ist als ihre Art – und davon gibt es reichlich – dringt nie zu dir hinein. Und der Verstand – bisweilen täuscht er sich, setzt dir die Dinge

falsch zusammen, daraus erwächst der Irrtum, dessen Tücke ist, das du ihn nicht durchschaust – womit denn auch!“

„Das ist so schlimm?“, fragt Mercurius genüsslich, „denn meistens trifft doch zu, was dieser sechsgeteilte Schurke sich verordnet!“

„Woher wollt Ihr das wissen? Was diese Bande Euch gewährt, ist nicht die Welt, ist ja nur Anschein einer Welt. Sie lügen und betrügen, nennen Gold, was Talmi ist. Von einem komme ich, der daran fast zu Grunde gegangen wäre, dass einmal sein Verstand als Lösung ausgab, was aber ein Verbrechen war. Er müsste längst in Theben sein, bezweifelt Ihr die Lösung Eures Rätsels, lasst ihn rufen – und befragt ihn! Doch bin ich sicher: Jeden in der Stadt könntet Ihr auf dieselbe Weise hier als Zeugen laden.“

Merkur klopft seine Pfeife aus: „Ich weiß die Lösung meines Rätsels nicht. Doch lasse ich die deine gelten. Und wenn ich ehrlich sprechen soll: Ich bin erleichtert. Du hättest mir auch eine andere Lösung sagen können, eine schlimmere.“

„Ich weiß“, beeilt sich der Mann zu sagen, „doch wer nach Theben will, der sollte wohl die Wächter besser nicht betrüben.“

Merkus klopft die Pfeife aus: „Du meinst, der Anschein, den dein Brot vermittelt, ist letztlich das Metier der Götter – und ihr Trug?“

Der Mann lächelt schweigend.

Der Gott nickt: „Gut. Mach deine Rechnung mit dem Himmel – selbst! Tritt deinen Weg an um die Stadt, komm wieder her, sodann erwarte einen, der nicht so gemütlich ist wie ich!“

Im selben Augenblick erklingt der dumpfe Ton einer fernen Posaune – und der Gott Merkur ist verschwunden.